

# Diskussion = Discussion = Discussione = Discussion

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Dissonanz = Dissonance**

Band (Jahr): - **(2013)**

Heft 121

PDF erstellt am: **16.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Was ist Musiktheorie?

Erweiterter Bericht über eine Zürcher Podiumsdiskussion aus Anlass von Georg Friedrich Haas' «Grundlagen für eine neue Musiktheorie. Sechs Thesen» (*dissonance* 117, März 2012, S. 15–21)

Nachdem Georg Friedrich Haas im März 2012 sechs Thesen als «Grundlagen für eine neue Musiktheorie» aufgestellt hatte, wurde an der Zürcher Hochschule der Künste ein Seminar und eine Podiumsdiskussion zu diesen Thesen durchgeführt. Die öffentliche Podiumsdiskussion fand am 27. September 2012 unter der Leitung von Felix Baumann statt: Georg Friedrich Haas stellte in einem kurzen Beitrag seine Überlegungen dar, Theoriehauptfachstudierende unter der Leitung von Thomas Müller hatten sich mit den Thesen beschäftigt und stellten Fragen. Ich, als Teilnehmer der Veranstaltung, wurde zu diesem Bericht angeregt; denn es zeigten sich Kristallisationspunkte, deren weitere Erörterung lohnend erscheint.

In der Podiumsdiskussion wurde deutlich, dass eine Reihe der von Georg Friedrich Haas angesprochenen Themen in anderen Fachgebieten oder an anderen Orten bereits erforscht wurden und werden: So wurde z. B. betont, dass im Bereich der elektroakustischen Komposition mit Klangtypologien gearbeitet wird – es wurde auf die Arbeit von Pierre Schaeffer verwiesen – und dass dort natürlicherweise der Klang und nicht die Notenschrift als Grundlage gilt. Anzumerken ist, dass zur Darstellung der Musik, die heute produziert und gespielt wird, häufig die Notenschrift nur als eine Möglichkeit gewählt wird und Lead-Sheets, Aufnahmen, Videos, graphische Darstellungen usw. selbstverständlich nebeneinander verwendet werden, wie es in der Podiumsdiskussion am Rande auch erwähnt wurde.

Auch dass die musikalischen Ereignisse in verschiedenen Oktavlagen differenziert werden und auch als verschieden betrachtet werden, wurde als Selbstverständlichkeit dargelegt. Inter-

essant war, dass der Bezug zur Frauen- und Männerstimme hergestellt wurde. Denn daraus wird verständlich, dass es sich beim Erleben eines Tones aus der ersten Oktave und aus der kleinen Oktave um dasselbe, aber in verschiedener Gestalt handelt. Und insofern ist die Nomenklatur, die die Oktavidentität durch einen Buchstaben bezeichnet, die Differenz zwischen den Oktaven aber durch einen Zusatz wie z. B. «eingestrichen», durchaus sinnvoll. Ergänzend sei auf die Orgel verwiesen: Wenn auf der Orgel Register denselben Namen tragen wie etwa «Prinzipal» – wodurch die Bauweise der Pfeife und im Grunde der entstehende Klang bezeichnet wird –, wird die identische Gestalt der in diesem Register erklingenden Töne benannt, und die angefügte Fusszahl bezeichnet das Verhältnis zu einem Grundton, also die Gleichartigkeit dieser Gestalten in ihrer Relation zu etwas anderem. Beide Weisen der Nomenklatur, die Benennung der Töne und die Benennung der Register(- Klänge), sind Arten, die Verschiedenheit des Gleichen oder die Gleichartigkeit des Verschiedenen zu bezeichnen. Oder vielleicht noch exakter: Die Eigenart einer Gestalt im Verhältnis zu einer ihr in hervorstechenden Merkmalen ähnlichen wird benannt (wobei die Frage nach der Definition von «gleich» und «ähnlich» entsteht). – Ähnlich ging auf dem Podium die Diskussion in Bezug auf die Erforschung mikrotonaler Abweichungen und kleinster Veränderungen in der konkreten Realisierung einer Partitur voran: Es wurde zunächst auf die im englischen Sprachraum bekannten «performance studies» hingewiesen, die sich mit Performanz im weiteren Sinn von «Auftreten» und nicht allein mit Aufführungspraxis beschäftigen. Dann wurde betont, dass es in Zürich bereits ein Forschungsprojekt zur Erforschung der Differenz zwischen notierter Partitur und tatsächlich erklungener Musik gibt

(das Projekt «Interpretationsforschung angewandt» unter der Leitung von Burkhard Kinzler widmet sich der Erforschung von Intonationsfragen insbesondere anhand von Weberns Sinfonie op. 21).

Kritisch angefragt wurde, ob es bei dem Interesse an diesen Dingen nicht eher um ein Bedürfnis des Komponisten gehe, alle Aspekte der Musik kontrollieren zu wollen, als um die Neugierde darauf, verborgene Wirkungsweisen der Musik zu erforschen. Angeregt sei, zu diesem Punkt die musiktherapeutische Arbeit und Forschung von Fritz Hegi, Zürich, zurate zu ziehen, der den fünf musikalischen Parametern Klang, Rhythmus, Melodie, Form und Dynamik eine musikalische und psychosoziale Achse zuweist und damit die Wirkung von Musik in der Therapie erklärt. Diese Sicht betont beides, die ganzheitliche Wahrnehmung der Musik und die Erforschung kleinster Strukturen.

Es wurde also in der Podiumsdiskussion die Frage virulent: Was ist eigentlich Musiktheorie? Eine Wahrnehmungswissenschaft? Ein Forschungsbereich? Eine Methode? Eine Tätigkeit? Eine Theorie? Eine Praxis? ... oder alles miteinander? Deutlich wurde an dem Abend in Zürich, dass Antworten auf diese Fragen nicht leicht gegeben werden können und dass sie von verschiedenen Menschen zu verschiedenen Zeiten und Orten verschieden gegeben wurden und werden. Auch ich möchte hier keine Antwort geben, aber eine Anregung aus der Philosophie und systematischen Theologie aufgreifen: nämlich, dass ein Fach – und in diesem Artikel benutze ich praktischerweise diese Definition von Musiktheorie, weil sie sich auf die Faktizität an der Hochschule bezieht – Prolegomena braucht. Prolegomena sind Vorerörterungen. Das heisst: Das, was jemand unter Musiktheorie versteht, wie er oder sie sie lehrt, anwendet oder damit beschäftigt ist, braucht eine Erörterung, Diskussion,

Darstellung, Klarstellung, Offenlegung vor der Beschäftigung mit anderen fachlichen Problemen. In den Prolegomena haben dann unter anderem die oben gestellten Fragen ebenso ihren Platz, wie in der Philosophie und Theologie in den Prolegomena Fragen zur Wissenschaft, Vorfragen zum Gegenstand des Faches usw. geklärt werden. Auch die Methodik ist genau genommen eine Frage der Prolegomena: In der Theorie qualitativen Denkens bezogen auf die Sozialforschung wird von Philipp Mayring gefordert, die Subjektorientierung, die sorgfältige Deskription und Interpretation, die Alltagsorientierung und schrittweise Verallgemeinerung zur Struktur des helikalen Forschungsprozesses und Denkens zu machen. Da Musiktheorie ebenfalls nur einen kreisförmig erscheinenden Gegenstand besitzt (siehe unten), sollte sie ihrer Forschung ebenfalls eine ähnlich geartete Struktur geben. Das heisst: Auch in der Musiktheorie sollte die Erkenntnis aus dem 20. Jahrhundert ankommen, dass es ein Forschungsergebnis ohne den Einfluss des Forschenden nicht geben kann. Das heisst ferner, die Voraussetzungen, die Implikationen des Faches, der Forschende selbst, der Forschungsprozess ... müssen im Voraus dargelegt werden.

Doch nun: Was ist eigentlich der Gegenstand der Musiktheorie? Auch dieser ist heutzutage so diffizil, unklar und vielgestaltig, dass in dem der Podiumsdiskussion vorhergehenden Seminar der Eindruck entstand, dass verschiedenste Wissenschafts-, Forschungs- und Fachbereiche von den Thesen von Georg Friedrich Haas betroffen und berührt werden. In der Diskussion stellte sich mir daher die Frage, auf was sich Musiktheorie bezieht: Auf das verklingende Etwas, das wir unter Umständen Musik nennen? Auf das, womit wir dieses Etwas dem Vergehen entreissen wollen, seien es Neumen, Noten, Aufnahmen

oder sonst etwas? Auf das Relationale, das zwischen uns und diesem oder jenem liegt – also auf die Beziehung, die wir dazu haben: wie dieses oder jenes zu uns spricht durch Sehen oder Hören? Oder: Auf das, was dadurch in uns ausgelöst wird an Emotion, Denken oder Handeln? Oder sogar: Auf das, was wir alleine imaginieren? Auf eine Struktur in uns oder ausserhalb von uns? Auf die Musik, die nur in einem Himmel klingt, sei es der vergangene, gegenwärtige oder zukünftige Augenblick, ein eschatologischer Zustand oder ein spiritueller Moment? Verkürzt gesagt: Bezieht die Musiktheorie sich auf einen abwesenden oder anwesenden Gegenstand, auf den Menschen oder das Dazwischen? Wobei das Problem besteht, dass gerade dies gar nicht eindeutig auseinanderzuhalten ist, obwohl es differenziert wird (daher das Beispiel der qualitativen Sozialforschung mit ihrem helikalen Prozess). Im wissenschaftlichen und universitären Sinne kann alles, was benannt wurde, als Gegenstand bezeichnet werden. Und tatsächlich bezogen sich die im Podium diskutierten Thesen auf verschiedene der eben skizzierten Gegenstandsbereiche. Um nun der Verwirrung durch ein ganzes Gegenstandsfeld vorbeugen zu können ist es notwendig, dass die Musiktheorie Prolegomena entwickelt und diese in eine Diskussion ihres Gegenstandes einbezieht.

Die Musiktheorie nimmt damit wie üblich Kontakt auf zu naheliegenden Disziplinen wie dem Instrumentalunterricht, der Kompositions- und Musikgeschichte, aber auch zu entfernter liegenden Bereichen wie Wissenschaftstheorie, Psychologie, Musiktherapie, Religionsphilosophie, Sozialforschung, Medizin, Jura oder anderen Künsten, um nur einige wenige zu nennen. Die Chance, die darin besteht, ist, dass Musiktheorie zu einer integrativen Wissenschaft, einer Musik-Wissenschaft sich entwickelt, die jeweils die Theorie

zur musikalischen Praxis bildet und zu entdecken sucht, je nachdem, was unter der musikalischen Praxis verstanden wird, je nachdem, um welchen musikalischen Gegenstand – im oben beschriebenen Sinne – es sich handelt. Der Begriff und das Fach der Musiktheorie würde damit in ein neues Verhältnis zum Begriff und Fach der Musikwissenschaft gesetzt: Vorordnung oder Nachordnung, Gleichberechtigung oder Konkurrenz, Angesiedeltsein an verschiedenen Instituten oder nicht, Identität oder nicht – diese Gegensätze bezeichnen nur wenige der neu auftretenden Fragen.

Diese Fragen sind eine Hydra. Und wir sind im Fluss. Und ein Glück hat keiner die Weisheit mit Löffeln gefressen. Das kann uns gnädig und menschlich machen. Oder ist das der Gegenstand der Musiktheorie? Jedenfalls: Georg Friedrich Haas ist zu danken, eine interessante Diskussion entfacht und sich ihr gestellt zu haben!

Marc Neufeld